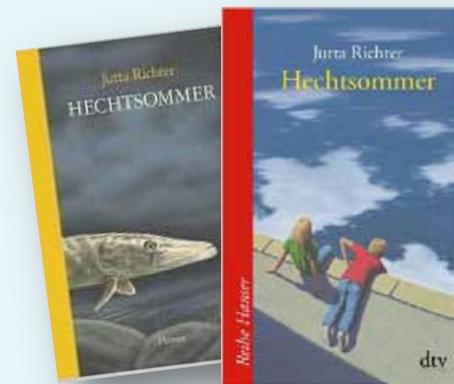


# Jutta Richter

Die Deutsche Akademie für Kinder- und Jugendliteratur e.V. verleiht im Jahr 2014 den Großen Preis an Jutta Richter für ihr vielfältiges und anspruchsvolles literarisches Schaffen, das Erzählungen und Romane, Hörspiele und Theaterstücke, Gedichte und Lieder umfasst. Alliteratus stellt im Folgenden einige Höhepunkte Ihres Schaffens vor.

## Hechtsommer

Mit Illustrationen von Quint Buchholz  
dtv/Reihe Hanser 2006 • 144 Seiten • 6,95 •  
ab 12



„Der Hecht war schön. Er schimmerte grünsilbrig und er sah wild aus und gefährlich.“ Manchmal konnte man ihn sehen, den Hecht, silbrig glänzend, erhaben unter der Wasseroberfläche des Schlossgrabens, bevor er wieder hinunter glitt in die schwarze undurchdringliche Tiefe.

„Es war ein Sommer, der nicht aufhört.“ Die Kinder im Schloss halten zusammen gegen die aus dem Dorf und von den umliegenden Bauernhöfen. Mit Kescher und Senke fangen die Jungen Rotfedern aus dem Schlossbach, während Anna sich nach einer Freundin sehnt, mit der sie reden kann.

Wir Leser erleben den Sommer (in einer nicht näher bestimmten, aber sicher zurückliegenden Zeit) aus der Retrospektive der damals vielleicht 12- oder 13-jährigen Anna, die mit ihrer alleinerziehenden Mutter in einer Wohnung im Schloss lebt, ebenso wie Daniel und Lukas mit den Eltern Peter und Gisela. Die Idylle trägt. Vorzeichen fallen wie Schatten ungut auf die Unbekümmertheit des Sommers: das durch eine Unvorsichtigkeit Annas verkrüppelte Pfauenweibchen; der Ärger mit dem Schlossverwalter; der Streit mit der Mutter; Gerüchte über die Eltern – und am schlimmsten die Krankheit Giselas, die wie ein großes Tabu über allem hängt; hastige Blicke und schnelles Verstummen, munter und falsch klingende Worte, zur Beruhigung gedacht; die Eltern in völliger Unkenntnis gegenüber dem Ausmaß an Empfindungsfähigkeit und Erkenntnis bei ihren Kindern. Diagnose und Prognose der Krankheit werden verheimlicht, ohne dass die Kinder auf diese Weise davon verschont blieben. Die aufgeschnappten Bemerkungen der Dorfkinder, eingesetzt als Waffe gegen die ungeliebten Schlosskinder, sind brutal, schmerzen mehr als die Wahrheit es täte, machen hilflos im Zorn.



Vor diesem Hintergrund läuft die Zeit unerbittlich ab, verrinnt wie eine Sanduhr. „Die Zeit geht einfach weiter und dann kommt der Abend und es wird Morgen und dann kommt ein Gewitter und dann scheint die Sonne. So ist das mit der Zeit. Und dann eines Morgens liegen die Kastanien braun und glänzend unter den Bäumen, und dann wird es Winter, einfach so.“ Immer wieder verspürt Anna den irrealen Wunsch, die Zeit anzuhalten, zerbrechliches Glück zu bannen oder wenigstens frühere Zustände zu erhalten

Während die Erwachsenen sich verzweifelt um Normalität bemühen („Meine Mutter lachte, Peter grinste und Gisela rührte Zucker in den Tee“), spüren die Kinder immer stärker etwas Dunkles, Bedrohliches nahen; Einsamkeit, Hilflosigkeit und Angst schwellen an. Als es Anna zu eng wird, wagt sie in das Schweigen hinein die Frage. „Das jetzt war der Augenblick, in dem ich mir wünschte, ich hätte nie gefragt ... Morgens, als wir zur Schule gingen, war noch alles wie immer gewesen und jetzt hatte Gisela Krebs.“

Wo Zuwendung und Trost für die Jungen nötig wären, bleiben zunächst Stummheit und Verzweiflung, Angst und Verlassenheit, Leere und Wut. Auch der Vater der Jungen kann nicht helfen, ebenso wenig wie Annas Vater, der die Familie längst verlassen hat, als Anna noch klein war. „Väter sind fürs Grobe da. Väter tragen die schweren Sachen. Väter können Rasenmäher anwerfen und Regale zusammenbauen. Väter flicken Fahrradschläuche und kennen sich mit Werkzeug aus. Väter können Bäume fällen, aber sie können keine Radieschen säen und keine Fragen stellen und auch nicht trösten.“

Das Leben gerät aus dem Gleichgewicht, bis Annas Mutter sich um die Jungen kümmert, ihnen Orientierung gibt, Stabilität und Kontinuität; sie backt und kocht für sie, schafft Raum für Augenblicke des Lachens und fröhlichen Spiels, tut all das für sie, was sie der eigenen Tochter oft genug verweigert – und alles ungeachtet dessen, wie es in ihrem Inneren aussieht. „An diesem Nachmittag hat meine Mutter die Jalousien heruntergelassen und den Sommer ausgesperrt. Sie hat eine Zigarette nach der anderen geraucht.“ Und Anna spielt mit: „Ich lachte und ich fragte nicht, was ich eigentlich fragen wollte. Es war ja die Frage, über die ich immerzu nachdachte, die Frage, die über diesem Sommer hing wie die schwarzen Gewitterwolken.“

Ergreifend ist das Hin- und Hergerissensein aller Beteiligten zwischen einander widerstrebenden Grundhaltungen: Bei Anna der Wunsch, die Freunde zu trösten, im Widerstreit mit ihrer Eifersucht auf die vermeintlich nur den Jungs zugute kommende Bemutterung durch ihre Mutter. Bei Annas Mutter der Wunsch, der Freundin zu helfen – typischerweise von der Umwelt gleich mit egoistischen Motiven unterlegt – durch Mitgefühl und Sorge für die Kinder versus Verpflichtung gegenüber der eigenen Tochter. Bei Daniel die unter der Last von Trauer und Verantwortungsgefühl fast zusammenbrechende sensible Kinderseele gegenübergestellt den Versuchen, mit Mutproben und ruppigem Auftreten wenigstens die Fassade von Heldentum und „starkem Mann“ aufrechtzuerhalten.

Immer wieder stellt Daniel die Frage nach dem Sinn und der empfundenen Abwesenheit Gottes, ist hin und her gerissen zwischen Schuldzuweisungen an Gott und der Verneinung seiner Existenz. Aber er sucht auch einen Ersatz und findet ihn im Hechtgott, dem ein Opfer gebracht werden muss. Wie ein Besessener klammert sich Daniel an die Hoffnung: Wenn er nur den Hecht im



Schlossbach erwischt, dann wird die Mutter gesund; er kann an nichts anderes denken. „An irgendwas muss man doch glauben! Sonst hält man das alles ja gar nicht aus!“

Er lauert ihm auf, dem Hecht, so wie der Tod der Mutter auflauert, und sein Ziel hält ihn umso aufrechter, je stärker ihn die Situation überfordert. Daniel fängt den Hecht, und der Tod des Tieres tritt zeitgleich ein mit dem Tod seiner Mutter. Als er den Hecht erschlägt, stirbt Gisela. Welche Enttäuschung, als ausgerechnet im Augenblick der Selbstüberwindung und des vollzogenen Opfers das nicht abzuwendende Ereignis eintritt! Der Schmerz fließt frei, vereint Vater und Kinder in hilfloser Umarmung. Anna steht dabei und schweigt und weiß, dass die Welt nicht mehr ist, wie sie einst war und nie mehr so sein wird.

Jutta Richter hat ein eindringliches Buch in einer schlichten schönen Sprache geschrieben, poetisch und bildreich; eine Geschichte über das Sterben und die Trauer, über den Zusammenhalt und die Freundschaft, in der einer für alle, alle für einen eintreten; die Geschichte eines Sommers, der viel zu früh der Abschied von der behüteten Kindheit ist. Und trotz des traurigen Themas, der Auseinandersetzung mit dem Tod – dem Leser so ehrlich und treffend, so einfühlsam kindlich und schlicht nahe gebracht, dass er mit Anna weinen möchte –, ein ausgesprochen positives Buch, in dem alle zusammenstehen gegen das schlimmste Schicksal, das passieren kann.

Somit wendet sich Jutta Richters Buch ganz besonders an betroffene Kinder und Jugendliche, die durch die Erkrankung eines nahe stehenden Menschen ihre Orientierung verloren haben und sich hilflos und wütend fühlen; es zeigt keine Patentlösung, macht aber Mut, indem es die Zukunft verdeutlicht und zeigt, dass das Leben weitergeht, dass alles ertragbar ist, solange man nicht allein ist. Es macht deutlich, dass trotz Trauer und Kummer das Leben Raum hat für Lachen und Augenblicke der Entspannung ohne schlechtes Gewissen.

Das Buch behandelt das Ende der Kindheit, spricht in erster Linie jene an, die gerade noch der Kindheit verhaftet sind, aber auch die, die schon den Schritt in die nachfolgende Zeit getan haben. Seine eigentümliche Zeitlosigkeit löst es aus direktem Bezug zu Gegenwart oder Vergangenheit, macht es gleichsam immer gültig; ebenso trägt die Ansiedlung des Geschehens in einem quasi idyllischen ländlichen Raum zu einer Übertragbarkeit auf sehr unterschiedliche Verhältnisse und Welten bei.

Sechs ganzseitige fotorealistische Illustrationen fangen den letzten Sommer der Kindheit ein. Wie unscharfe Schwarz-Weiß-Fotografien wirken die Bilder von Quint Buchholz in ihrer detailgenauen Wiedergabe, die dennoch über das bloße Abbild der Wirklichkeit hinausgehen. Bilder ohne Menschen, die den erzählenden Text atmosphärisch begleiten und in ihrer melancholischen Wirkung Raum für eigene Gefühle und Gedanken lassen: Der Sommer, der nur scheinbar verheißungsvoll da liegt, symbolisiert von den scheinbar unbeschwert dahin gleitenden Vögeln; Bäume in der Weite von Himmel und Landschaft; Sterne am Nachthimmel und eine Kirchturmspitze, den nahen Tod andeutend; der Hecht, gefräßig und kalt am Schlossbachgrund; und schließlich das Wasser, in dem Lichter sich spiegeln, unendlich lieblich und so idyllisch, dass es fast wehtut.

Ich beugte mich über die Brücke und starrte aufs Wasser. Zwei Libellen tanzten vorbei, ein Wasserhuhn gründelte und ein Schwarm kleiner Rotfedern sonnte sich dicht unterm Wasserspiegel. Es war alles wie immer, es war so, als wäre gar nichts geschehen.

# Hinter dem Bahnhof liegt das Meer

dtv / Reihe Hanser 2008 • 94 Seiten • 5,95 • ab 9



Eine leise und zu Herzen gehende Geschichte, diese Erzählung von dem kleinen Neuner, der bei seiner Mutter lebt, die das Fenster offen lässt, damit er nachts einsteigen kann und keine Prügel bekommt von „dem Mann“. Aber dann passiert Mama etwas und Neuner steht auf der Straße.

Allein. Seit acht Tagen schon! Seitdem lebt er auf der Straße, wo es Kosmos gibt, den starken arbeitslosen Kosmos mit seiner Red-Socks-Baseballkappe, der auch kein Geld hat. An guten Tagen sitzen sie am Fluss und reden über das Meer und dass sie dorthin wollen und wann ihre Reise wohl anfängt.

Niemand hätte diese Träume vom Meer, sehnsuchtsvoll und hoffnungslos zugleich, wohl besser einfangen können als Quint Buchholz mit seiner Einbandgestaltung. Wenn sie nur Geld hätten! Da hat Kosmos eine Idee: Sie müssen etwas verkaufen, dann bekommen sie Geld und können fahren. Nur: Sie haben leider nichts, was sie besitzen oder gar verkaufen könnten. Nichts, bis auf eines: den Schutzengel von Neuner, das Einzige, das dieser noch besitzt, das Wertvollste, das ihm je gehört hat. Die „Königin“, der die Bar gehört, soll ihn kaufen, und in der Tat zahlt sie einen Haufen Geld dafür. Und Kosmos verrät Neuner und macht sich allein auf den Weg. Er kommt zurück, aber Verrat bleibt Verrat. Nichts ist mehr zwischen den beiden, wie es war, die Freundschaft, das warme Vertrauen, die gemeinsame Hoffnung und die Träume, all das hält sie nicht mehr zusammen.

Und in seiner Einsamkeit wird Neuner krank, sehr krank. Er hat seinen Schutzengel verkauft, was er nie hätte tun dürfen, das weiß er jetzt genau. Nun wird er dafür sterben. Er stirbt aber nicht, denn Jutta Richter hat ein Märchen geschrieben, und Märchen haben ein gutes Ende. Die „Königin“ gibt den Schutzengel zurück und holt den Arzt, Neuner wird gerettet, für Kosmos erfüllt sich dennoch der Traum vom Meer, mit einem Kiosk, den er für die Königin bedient. Alle sind glücklich, alle Träume werden wahr – und doch kein happy ending im kitschigen Sinn. Neuner wird weiter mit der Mutter leben, und wie die Sache mit „dem Mann“ ausgeht, bleibt offen, wie viele andere Fragen auch.

Eine warmherzige, teils naive Erzählweise, die den Blick der einzelnen Personen aufgreift, ein zarter Roman, behutsam, poetisch, realistisch.

## Der Tag, als ich lernte die Spinnen zu zähmen

Igel Records 2011 • 2 CDs • 128 min. • 15,95 •  
ab 10 (Buch bei Hanser, als TB bei dtv)



Er hieß Rainer und wohnte in der Wohnung unter uns. Wir nannten ihn Furchendackel. So einer war das. Ein Spielverderber. Ein Schlappschwanz. Ein ganz krummer Hund. Immer anschleichen. Immer rumschnüffeln. Immer mitspielen wollen.

Eben ein Furchendackel. Und was der für Hände hatte. Ganz rau und borkig waren die, so wie die Krallen eines Wellensittichs. Mit blutig aufgesprungenen Knöcheln und abgebissenen Fingernägeln. Und er popelte, wo er ging und stand. Und er steckte die Popel in den Mund und fraß sie auf. Es war ihm völlig gleich, ob ihm jemand dabei zusah.

Ein Schlappschwanz, ein Spielverderber, ein Furchendackel: Rainer, der Junge aus der Straße, dessen Mutter schon morgens besoffen ist und über deren Männerbesuch des Nachts die Nachbarn hinter vorgehaltener Hand reden und sich bedeutungsschwere Blicke zuwerfen. Rainer, der ein bisschen säuerlich riecht, mit rauen Händen und abgebissenen Fingernägeln und blutig geschrammten Knöcheln, immer in schmutziger Kleidung. Abstoßend. Einer der sich hinein drängeln und der mitspielen will und den keiner mag.

Das war nicht immer so. Zugegeben, fast keines der Kinder mag Rainer, der sich nicht anpassen kann und über den sie von den Eltern das eine oder andere aufschnappen, ohne es wirklich zu verstehen. Aber da ist das Mädchen, das die Geschichte erzählt – hat sie überhaupt einen Namen? – und sie ist die Einzige, die in ihm etwas sieht, was andere nicht sehen können, nicht mit den Augen, sondern mit dem Herzen. Rainer, das ist der, der ihr gleich zu Beginn die Angst vor der Kellerkatze genommen hat.

Angefangen hatte es, als der Sommer noch neu war und hellgrün und unendlich. Angefangen hatte es, als bei uns im Keller die Kellerkatze wohnte. Sie hatte Glühaugen und war groß wie ein Panther. Sie saß ganz hinten im Keller auf dem alten Bettgestell neben Papas Bierkasten. Und sie saß da immer.

Und sie macht der Erzählerin Angst. Aber erbarmungslos schicken die Eltern sie in den Keller, Bier holen, halten ihre Furcht für Anstellerei und Faulheit, drohen mit Prügel und Hausarrest: eine nahezu normale Kindheit in den späten Fünfziger- oder frühen Sechzigerjahren, als Kinder fast nur draußen spielten und ihre eigene Welt der Fantasie hatten, als Eltern und Lehrer gedankenlos strafen und prügeln durften und kein Verständnis hatten für die Ängste der Kinder. Nur Rainer, der nimmt sie ernst, geht mit in den Keller und liefert sich einen grausigen Kampf mit der Kellerkatze, die durchs Fenster verschwindet und nie mehr gesehen wird. Rainer weiß, wie man die Angst besiegt, und das Mädchen dankt es ihm mit einer zarten Freundschaft – einer Freundschaft, die sie mehr und mehr selbst zur Außenseiterin macht. Genau weiß sie nicht, warum Rainer und seine Mutter auf Ablehnung stoßen, denn da ist nur das, was sie aufschnappen kann.



Und wenn ich dann ganz still am Fenster stand und dem Feuer zusah, konnte es geschehen, dass meine Eltern mich vergaßen. Dann war ich eine Zeit lang unsichtbar. Und sie redeten von den Dingen, die ich nicht hören sollte. „Der arme Junge“, sagte meine Mutter. „So ein Kind kann einem eigentlich nur Leid tun. Er verwahrlöst, die Mutter kümmert sich nicht ...“ „Wie sollte sie“, entgegnete mein Vater. „Sie ist doch schon morgens betrunken. Eine Schande ist das. Ich verstehe nicht, wieso diese Leute überhaupt hier einziehen konnten. Schließlich ist das ein ordentliches Haus.“

Ein ordentliches Haus, das, was in den Sechzigern vor allem zählte: was die anderen von einem denken. Was wirklich hinter den Vorhängen vor sich ging, war nicht so wichtig, Hauptsache, die Vorhänge waren gewaschen.

Jutta Richter entwirft ein erschreckend stimmiges Bild einer Kindheit in diesen Jahren, wo Kinder vielfach sich selbst überlassen oder überaus behütet und kontrolliert waren, körperlich bestraft, wo sie gegen Normen zu verstoßen drohten. Es ist eine ungewöhnliche Freundschaft zwischen Rainer und „Meechen“; er dankt ihr ihre Zuwendung, indem er sie behütet und ihr die Angst nimmt, indem er die Kellerkatze verjagt, indem er ihr beibringt, die Spinnen zu zähmen, sodass man keine Angst mehr vor ihnen haben muss. „Meechen“ dankt es ihm, indem sie ihn mitspielen lässt, mit ihm redet, ihm Unterschlupf gewährt, seine Fantasiegeschichten mitspielt.

Aber dann geschieht etwas: Ein Junge beleidigt Rainers Mutter und Rainer schlägt zu. Werner prallt mit dem Kopf auf die Bordsteinkante und erleidet ein Schädeltrauma. Die Stimmung schlägt um. Nun ist Rainer nicht mehr nur der schlecht Gelittene, nun ist er ein Verbrecher, ein Gewalttäter, und es wird immer schwerer, seine Freundin zu sein. Nun erlebt sie das Ausgegrenztsein aus der Gemeinschaft. Die Eltern bestrafen sie, geben ihr wochenlang Hausarrest, in der Schule ist sie auf einmal „Dieda“, die mit Rainer befreundet ist. „Dieda“ ist hin und her gerissen. Sie erinnert sich, wie es war, als Rainer für sie da war und ihr die Angst nahm. Aber sie erinnert sich auch, wie es war, als sie dazu gehörte. Nun hält Rainer sich versteckt, aus Angst vor den Folgen seiner Tat. Und was nutzt einem eigentlich ein Freund, der nur Ärger bringt? Sie muss sich entscheiden – ein Roman ohne Happy Ending.

Es ist eine bedrückende Geschichte, die Jutta Richter hier erzählt; eine Geschichte von Freundschaft und Verrat, von Ausgrenzung und Gemeinschaft, von Zuneigung und Hass – zu viele große Gefühle für ein Kind, vielleicht 7, 8 Jahre alt.

Jutta Richters Lesung ist großartig mit der untermalenden Musik von Rudi Mika, die Stimmungen und Zwischentöne einzufangen weiß. Erst spät wurde mir beim Zuhören bewusst, dass Jutta Richter LIEST, dass es nicht um ein Hörspiel handelt, so sehr verschmilzt sie mit den Figuren, der Erzählerin, den Eltern, den Kindern; der betuliche Pfarrer, der erzieherische Lehrer, der großspurige Vater, alles Misstöne, wie sie vor allem die älteren Leser und Zuhörer erschrecken werden, die diese Zeit als ihre eigene Kindheit erlebt haben. Auch heute wird mit diesem Hörbuch noch einmal ganz besonders klar, wie verdient die Nominierung des Romans 2001 für den Deutschen Jugendliteraturpreis war.

## Das Schiff im Baum

Hanser 2012 • 121 Seiten • 12,90 • ab 9



Eigentlich sollte man meinen, es wäre unmöglich, so tiefgehende ernste Probleme in einem so heiteren Kinderbuch unterzubringen. Aber spätestens seit ihrem „Hechtsommer“ wissen wir, wie sehr es Jutta Richter gelingt, kindliche Welten sichtbar zu machen, wenn man nur versteht, das zu lesen, was zwischen den Zeilen steht und nicht gesagt wird. Natur und Landschaft runden das Bild, sind ein Spiegel der Atmosphäre und Gefühle. Es ist Sommer. In Betenbüttel blühen die Blumen und „wachsen wie blaue und gelbe Kissen in die Wege hinein“. Es gibt Erdbeeren und Johannisbeeren und Himbeeren. Ein wunderschönes Haus, darin die runzlige Tante Polly und Onkel Fiete, der oft den ganzen Tag an der Bushaltestelle sitzt und wartet. Es könnte ein wunderbarer Sommer sein, aber für Katharina und Ole ist es zuerst jedenfalls eher ein Alptraum. Kein Schwimmbad im Ort, kein Kaufhaus mit Computerabteilung, keine Pizzeria, kein Internet, nicht mal ein CD-Spieler. Wie soll man da drei Wochen überleben?

Jutta Richter lässt nicht nur die Kinder zu Wort kommen; zwar ist es in vielen Kapiteln Katharina, die erzählt, aber es gibt ebenso viele Stellen, in denen es nur um Tante Polly und Onkel Fiete geht. Nur scheinbar ist Onkel Fiete von der Aussicht auf die Kinder so gar nicht begeistert, ganz im Gegensatz zu seiner Frau. Aber allmählich, ganz allmählich, ohne dass es jemals ausgesprochen würde, merkt auch der junge Leser, dass da irgendwas nicht stimmt. Onkel Fiete vergisst Dinge und Menschen, kann sich nicht erinnern, ist menschen-scheu, braucht immer wieder Aufsicht. Das alles hat keinen Namen, aber der erwachsene Leser macht schnell die Anfänge einer Altersdemenz aus.

In ihrer schönen schlichten Sprache, poetisch und oft so bildreich, erzählt Jutta Richter die Geschichte eines Sommers auf dem Land, der für zwei verwöhnte Stadtkinder zum großen Abenteuer wird – bauen sie doch ein wundervolles Baumhaus in Form eines Schiffs –, der aber auch zwei alte Menschen aus der Lethargie des Daseins reißt und zeigt, wie lebenswert auch ein Leben in Alter und Krankheit sein kann. Unter den Herausforderungen durch die Kinder fängt Onkel Fiete an, sich wieder zu öffnen, nimmt teil am Leben, erinnert sich, lernt den Wert von menschlichen Begegnungen schätzen. In den Kindern wecken die drei Wochen Verständnis für die Bedürfnisse anderer, sie sind nicht länger reduziert auf die moderne Technikwelt, entdecken das Selbermachen, lernen grundlegende Werte des Lebens kennen, die sie auch für die Zukunft prägen werden.

Gekleidet ist das aber alles in ein großes Abenteuer, unterstützt durch die spannenden und teils schön gruseligen Geschichten, die Onkel Fiete zu erzählen weiß – Seemannsgarn? Ganz sicher kann man nicht sein, dass das alles nur in seiner Fantasie geschehen ist!

Ein wunderbares Buch über einen Kindheitssommer, merkwürdig herausgelöst aus Raum und Zeit, gleichsam immer gültig. Großartig!

# Als ich Maria war

Illustrationen von Jacky Gleich  
Hanser 2010 • 32 Seiten • 12,90 • ab 5



Die ersten Zeilen dieses ungewöhnlich schönen Bilderbuches versetzen mich in meine eigene Kindheit, als die Winter kalt waren und es an den Fenstern Eisblumen gab. Wenn man am Morgen aufwachte, war es eisig, denn die Öfen waren ausgegangen; in der Küche hörte ich meine Oma das Holz spalten und das Zeitungspapier zusammenknüllen und ich wusste, sie würde nun bald in das Feuer im Ofen blasen, bis es warm war, wenigstens in der Küche, und ich aufstehen durfte.

Genau so beginnt die Geschichte von Maria. Altmodisch anmutende Bilder in vergilbt-satten Braun- und Grüntönen, wie mit zu hartem, kratzendem Pinsel gemalt, zeigen in unzähligen authentischen Details genau diese vergangene Welt: das Ofenrohr in der Küche, der Topf auf dem Herd, das kleine alte Radio, die schäbige Holztruhe unter dem Fenster, die mehr Dunkelheit als Licht spendende einfache Lampe über dem Tisch, die altmodische Nähmaschine, der Warmwasserofen im Badezimmer, der Lehrer in seiner gestrickten Weste; die Mutter in Nachthemd und Pantoffeln vor dem Ofen. Bald wird sie mit liebevoller Hand der Tochter die Schultasche aufsetzen und sie mahnen, nicht zu trödeln.

Dabei geht das Mädchen, das bis zum Schluss namenlos bleibt, gar nicht gern zur Schule. Sie ist neu hergezogen und hat keine Freunde, die anderen machen sich über sie lustig. Warum, bleibt offen. Jedenfalls hat sie keine langen blonden Haare wie Brigitte Sulot, die deshalb auch beim Krippenspiel in der Kirche Maria spielen wird. Das Mädchen erweist sich als eine genaue Beobachterin und erzählt von den Kindern in der Klasse, Fiete, der den Josef spielt, und Martin, der mit den Ohren wackeln kann und Hirte ist. Sie selbst ist ein Schaf, dabei wäre sie so gern ein Hirte oder noch lieber die Maria.

Was ist überhaupt das Beste an einem Schaf? Auf jeden Fall werde ich mich anstrengen und ganz still liegen. Hoffentlich wird niemand lachen. Denn das wäre das Schlimmste, nicht wegen mir, aber wegen Mama. Dann müsste sich Mama für mich schämen.

Die Tage vergehen in der Schule, wo die Kinder sie mit Schneebällen bewerfen und der Lehrer wegsieht, und zu Hause, wo das Mädchen mit der Mutter Plätzchen backt und dem Zuhörer und Betrachter der Weihnachtsduft in die Nase zieht. Trotzdem mag sie Schnee.

Als ich noch klein war, habe ich geglaubt, ich müsste mich mit Schnee waschen, um so weiß zu werden wie die anderen Kinder. Aber Mama hat gesagt, das wäre Blödsinn und sie fände es schön, dass ich dunkel wäre. Sie hat dunkel gesagt, dabei bin ich schwarz.

Und genau da fällt auf, dass das Mädchen immer nur dick verummt oder von hinten oder im Schafskostüm zu sehen war – eine überraschende Wendung und zugleich die „Erklärung“ für das Verlachen der anderen: Intoleranz, Fremdenfeindlichkeit, durch das Nichthinsehen des Lehrers geduldet.

Aber da wird Brigitte in letzter Minute krank und der Lehrer bittet das Mädchen, Maria zu spielen.

Sie singen Stille Nacht, Heilige Nacht. Ich stehe neben Fiete Horstkötter und halte das Christkind im Arm. Und Fiete guckt heute ganz andächtig. Als wir fertig sind, ist es mucksmäuschenstill in der Kirche. Und dann fangen sie an zu klatschen, und sie hören überhaupt nicht mehr auf.

Eine wunderschöne leise Weihnachtsgeschichte, in der Wünsche in Erfüllung gehen.



© Jutta Richter (2009)

**Wir gratulieren Jutta Richter herzlich  
zu diesem hochverdienten Preis!**